

Alice Bota, Khuê Pham, Özlem Topçu

Wir neuen Deutschen

Wer wir sind, was wir wollen

Rowohlt

II. Wer wir sind

Ein Polenkind wird deutsch

Von unserer Ankunft in Westdeutschland gibt es ein Foto, aufgenommen im Hauptbahnhof von Hannover: Mein Vater, der schon Wochen zuvor nach Deutschland gekommen war, trägt die zwei Koffer, mit denen meine Mutter, mein Bruder und ich angereist sind. Meine Mutter blickt auf einen großen Blumenstrauß in ihrer Hand, der in blaue Folie eingeschlagen ist. Sie strahlt, sie sieht unfassbar glücklich aus. Ich aber stehe ratlos herum. Ich trage eine beige Jacke und eine graue Hose, die Farben des Sozialismus. Ich bin acht Jahre alt und sehe aus wie ein verlorenes Polenkind, dem gerade etwas abhandengekommen ist.

Es ist ein schlechtes Foto, ziellos geschossen, dunkel und unscharf. Aber diese eingefrorene Szene erzählt viel von der Ahnungslosigkeit, mit der wir in unser neues Leben stolperten.

Der 20. Mai 1988 brach heran, gut 16 Stunden hatte der Zug gebraucht, um uns aus dem oberschlesischen Opole nach Hannover zu bringen. Da waren wir, die Polen in Deutschland, die glaubten, nun Deutsche werden zu können. Vor dem Bahnhof parkte der silberne Opel Senator, mit

II. Wer wir sind

Ein Polenkind wird deutsch

Von unserer Ankunft in Westdeutschland gibt es ein Foto, aufgenommen im Hauptbahnhof von Hannover: Mein Vater, der schon Wochen zuvor nach Deutschland gekommen war, trägt die zwei Koffer, mit denen meine Mutter, mein Bruder und ich angereist sind. Meine Mutter blickt auf einen großen Blumenstrauß in ihrer Hand, der in blaue Folie eingeschlagen ist. Sie strahlt, sie sieht unfassbar glücklich aus. Ich aber stehe ratlos herum. Ich trage eine beige Jacke und eine graue Hose, die Farben des Sozialismus. Ich bin acht Jahre alt und sehe aus wie ein verlorenes Polenkind, dem gerade etwas abhandengekommen ist.

Es ist ein schlechtes Foto, ziellos geschossen, dunkel und unscharf. Aber diese eingefrorene Szene erzählt viel von der Ahnungslosigkeit, mit der wir in unser neues Leben stolpten.

Der 20. Mai 1988 brach heran, gut 16 Stunden hatte der Zug gebraucht, um uns aus dem oberschlesischen Opole nach Hannover zu bringen. Da waren wir, die Polen in Deutschland, die glaubten, nun Deutsche werden zu können. Vor dem Bahnhof parkte der silberne Opel Senator, mit

dem mein norddeutscher Onkel und mein Vater uns in die neue Heimat bringen wollten.

Der Opel raste mit 230 Stundenkilometern über die Autobahn. In einem Auto wie diesem hatte ich nie zuvor gesessen, aus Polen kannte ich nur unseren kleinen Fiat Polski, der schnell überhitzte. Auf die Rücksitze hatte mein Onkel eine Decke gelegt, um die Sitze zu schonen. Dennoch sollten wir nicht essen. Das war mein erster Eindruck davon, was deutsch ist. Wir fuhren auf Hamburg zu, und ich war überrascht, wie hell die Stadt leuchtete in der Nacht. Sie war eingetaucht in diesen merkwürdigen orangenen Schimmer, den ich bis dahin nicht gekannt hatte. Das Licht schien mir wärmer zu sein als in Polen.

Die beiden Gepäckstücke im Kofferraum waren das Einzige, was wir aus unserem alten Leben mitgenommen hatten. Wir Kinder wussten da noch nicht, dass die Eltern längst beschlossen hatten, nicht mehr zurückzukehren. Sie sagten es uns erst eine Woche später. Meine erste Reaktion: eine schwere Mittelohrentzündung und hohes Fieber. Eine Woche lang war ich fast bewusstlos. Als ich wieder zu mir kam, stellte ich keine Fragen.

Damals am Bahnhof war ich mir sicher, dass jeder sehen konnte, woher wir sind. Es machte mir nichts, ich war stolz, aus diesem fernen Land zu kommen, eine so lange Reise zurückgelegt zu haben und all die Zeit wach geblieben zu sein. Im Zug redete ich fröhlich auf ein Ehepaar aus der DDR ein. Auf Polnisch. Sie verstanden kein Wort, sie lächelten warm, und zum Abschied schenkten sie meinem Bruder und mir eine Mark. Meine Mutter, die seit Stunden in einem deutsch-polnischen Wörterbuch blätterte, als könnte sie schnell eine

neue Sprache lernen, brachte mir das Wort «danke» bei. Es war nicht mein erstes deutsches Wort. Auf dem Spielplatz hatte ich gelernt, «Hände hoch» zu schreien und «schnella, schnella». Wir Kinder spielten damals im Hinterhof Krieg, so wie wir es aus den polnischen Propagandafilmen kannten. Keiner von uns wollte der dämliche Deutsche sein, aber irgendwann musste jeder ran.

Wenn ich heute dieses Foto von unserer Ankunft anschau, dann bilde ich mir ein, dass man es wirklich sehen kann; jeder Deutsche musste augenblicklich merken, woher wir kamen, selbst dann, wenn wir den Mund hielten. Unsere Kleidung verriet uns, unsere Frisuren verriet uns, vielleicht auch unsere Körperhaltung oder dass wir auf der Straße nur sehr leise miteinander sprachen. Die ersten Jahre in Deutschland konnte ich einen Polen an seiner Art, sich zu geben, erkennen; man findet die Seinen sofort, selbst wenn sie unerkannt bleiben wollen. Auch heute gelingt mir das, aber nur bei den Älteren. Die Jüngeren sind schon zu europäisch.

Im neuen Land angekommen, fingen wir an, die Polen in uns auszuradiieren. Ich kann gar nicht sagen, wie das kam; es bestand da ein unausgesprochener Konsens zwischen Kindern und Eltern. Mein Vater galt als Spätaussiedler, weil der Boden, auf dem sein Vater geboren wurde, bis 1945 deutsch war. Weil er deutsch war, waren wir es auch.

Wenn meine Eltern auf den Ämtern nach ihren Ausreisegründen gefragt wurden, sagten sie nicht: wirtschaftliche Not. Perspektivlosigkeit. Stillstand. Sie sagten, sie seien Deutsche und gehörten nach Deutschland. Meine Eltern bekamen einen Vertriebenenausweis. Wir galten als Heimgekehrte, aber wir waren keine. Wir waren auch keine Deutschen. Wir

dem mein norddeutscher Onkel und mein Vater uns in die neue Heimat bringen wollten.

Der Opel raste mit 230 Stundenkilometern über die Autobahn. In einem Auto wie diesem hatte ich nie zuvor gesessen, aus Polen kannte ich nur unseren kleinen Fiat Polski, der schnell überhitzte. Auf die Rücksitze hatte mein Onkel eine Decke gelegt, um die Sitze zu schonen. Dennoch sollten wir nicht essen. Das war mein erster Eindruck davon, was deutsch ist. Wir fuhren auf Hamburg zu, und ich war überrascht, wie hell die Stadt leuchtete in der Nacht. Sie war eingetaucht in diesen merkwürdigen orangenen Schimmer, den ich bis dahin nicht gekannt hatte. Das Licht schien mir wärmer zu sein als in Polen.

Die beiden Gepäckstücke im Kofferraum waren das Einzige, was wir aus unserem alten Leben mitgenommen hatten. Wir Kinder wussten da noch nicht, dass die Eltern längst beschlossen hatten, nicht mehr zurückzukehren. Sie sagten es uns erst eine Woche später. Meine erste Reaktion: eine schwere Mittelohrentzündung und hohes Fieber. Eine Woche lang war ich fast bewusstlos. Als ich wieder zu mir kam, stellte ich keine Fragen.

Damals am Bahnhof war ich mir sicher, dass jeder sehen konnte, woher wir sind. Es machte mir nichts, ich war stolz, aus diesem fernen Land zu kommen, eine so lange Reise zurückgelegt zu haben und all die Zeit wach geblieben zu sein. Im Zug redete ich fröhlich auf ein Ehepaar aus der DDR ein. Auf Polnisch. Sie verstanden kein Wort, sie lächelten warm, und zum Abschied schenkten sie meinem Bruder und mir eine Mark. Meine Mutter, die seit Stunden in einem deutsch-polnischen Wörterbuch blätterte, als könnte sie schnell eine

neue Sprache lernen, brachte mir das Wort «danke» bei. Es war nicht mein erstes deutsches Wort. Auf dem Spielplatz hatte ich gelernt, «Hände hoch» zu schreien und «schnella, schnella». Wir Kinder spielten damals im Hinterhof Krieg, so wie wir es aus den polnischen Propagandafilmen kannten. Keiner von uns wollte der dämliche Deutsche sein, aber irgendwann musste jeder ran.

Wenn ich heute dieses Foto von unserer Ankunft anschau, dann bilde ich mir ein, dass man es wirklich sehen kann; jeder Deutsche musste augenblicklich merken, woher wir kamen, selbst dann, wenn wir den Mund hielten. Unsere Kleidung verriet uns, unsere Frisuren verrieten uns, vielleicht auch unsere Körperhaltung oder dass wir auf der Straße nur sehr leise miteinander sprachen. Die ersten Jahre in Deutschland konnte ich einen Polen an seiner Art, sich zu geben, erkennen; man findet die Seinen sofort, selbst wenn sie unerkannt bleiben wollen. Auch heute gelingt mir das, aber nur bei den Älteren. Die Jüngeren sind schon zu europäisch.

Im neuen Land angekommen, fingen wir an, die Polen in uns auszuradiieren. Ich kann gar nicht sagen, wie das kam; es bestand da ein unausgesprochener Konsens zwischen Kindern und Eltern. Mein Vater galt als Spätaussiedler, weil der Boden, auf dem sein Vater geboren wurde, bis 1945 deutsch war. Weil er deutsch war, waren wir es auch.

Wenn meine Eltern auf den Ämtern nach ihren Ausreisegründen gefragt wurden, sagten sie nicht: wirtschaftliche Not. Perspektivlosigkeit. Stillstand. Sie sagten, sie seien Deutsche und gehörten nach Deutschland. Meine Eltern bekamen einen Vertriebenenausweis. Wir galten als Heimgekehrte, aber wir waren keine. Wir waren auch keine Deutschen. Wir

konnten die Sprache nicht, wir kannten die Kultur nicht oder die Nationalhymne, wir hatten keine Ahnung von den Gesetzen, wir wussten nicht, wie es in deutschen Städten oder in der deutschen Provinz aussah. Irgendein Blut floss durch unsere Adern, von dem einige meinten, es sei deutsch.

Dass wir dem Papier nach Deutsche waren und andere nicht, hatte nichts mit unserem Wissen zu tun, nichts mit irgendwelcher kulturellen Nähe, nichts mit unseren Fähigkeiten zur Anpassung. Deutschsein, das ist Politik. Wir waren Figuren in diesem politischen Spiel und spielten mit. Wurde ich damals nach meiner Herkunft gefragt, antwortete ich: Oberschlesien. Ich hatte keine Ahnung, was einen Oberschlesier auszeichnet, aber dass die Gegend erst seit 1945 polnisch war, ließ ich einfach weg. Ohne es damals zu ahnen, machte ich mich gemein. Der Vater eines Mädchens, das ich aus der Schule kannte, fragte mich eines Tages beiläufig nach meiner Herkunft. «Oberschlesien», sagte ich und nannte den polnischen Namen meines Heimatortes. «Das ist in Polen», fügte ich hinzu. «Das ist nicht Polen, das haben uns die Polacken nur geklaut», erwiderte er. Der Mann war Mitte 40 und Offizier bei der Bundeswehr. Ich war 12 und schwieg. Abends erzählte ich meinen Eltern davon. Sie regten sich auf, aber sie riefen den Vater nicht an.

Pole sein im Deutschland der 90er Jahre, das war eher ein unglücklicher Makel als irgendetwas Gutes. Es gab die Auto-diebstähle, es gab die irrwitzige Armut jenseits der Oder, es gab die Polackensprüche, es gab die Harald-Schmidt-Witze über klauende Polen, die ganze Sendungen füllten und viel Schenkelklopfen auslösten. Wir hatten also gute Gründe, sehr schnell sehr deutsch zu werden.

Wenige Tage nach unserer Ankunft standen mein Vater, mein Bruder und ich in einem Supermarkt vor dem Süßigkeitenregal. Mein Vater versuchte, uns quengeligen Kindern mit gedämpfter Stimme beizubringen, dass wir ihn nun nicht mehr Tatuś nennen sollen, wie die polnische Koseform für den Vater lautet. Das richtige Wort hieß von da an Papa.

Bald schon konnten wir Kinder fließend Deutsch sprechen. Mit den Jahren verloren wir unseren Akzent. Unsere Eltern belegten einen Sprachkurs nach dem anderen, sie lernten unaufhörlich Vokabeln, sie waren irritiert, wenn sie merkten, dass die deutschen Nachbarn Dativ statt Genitiv benutzten, und schauten daheim in ihren Lehrbüchern nach. Ihre Fehler wurden weniger. Doch ihren Akzent sind sie nie losgeworden. Dafür büßten wir unsere Namen ein.

Wir waren kaum ein paar Wochen in Deutschland, als unsere Eltern zur Behörde gingen, um unsere Existenz an das deutsche Namensrecht anzupassen. Unsere Namen, wie sie in den polnischen Geburtsurkunden eingetragen waren, wurden übersetzt. Getilgt. Aus Alicja wurde Alice. Ich weiß nicht, warum das geschah. Ich glaube nicht, dass es an der Unaussprechlichkeit der polnischen Variante lag. Meine Eltern machten daraus etwas Merkwürdiges: Sie sprachen den Namen genauso aus, wie er sich schreibt, mit einem harten -tze am Ende. Mein Name war nun weder polnisch, noch klang er richtig deutsch. Er wurde zu einem hässlichen Zwitter.

Ich war damals acht, ich hätte mich nicht gegen die Umbenennung wehren können, aber meine Eltern. Wenn ich sie heute danach frage, ob sie gezwungen wurden oder ob sie das freiwillig mitmachten, dann sind sie ratlos. So war das, sagen sie. Bei allen. Wie hätten sie, die kaum Deutsch konn-

konnten die Sprache nicht, wir kannten die Kultur nicht oder die Nationalhymne, wir hatten keine Ahnung von den Gesetzen, wir wussten nicht, wie es in deutschen Städten oder in der deutschen Provinz aussah. Irgendein Blut floss durch unsere Adern, von dem einige meinten, es sei deutsch.

Dass wir dem Papier nach Deutsche waren und andere nicht, hatte nichts mit unserem Wissen zu tun, nichts mit irgendwelcher kulturellen Nähe, nichts mit unseren Fähigkeiten zur Anpassung. Deutschsein, das ist Politik. Wir waren Figuren in diesem politischen Spiel und spielten mit. Wurde ich damals nach meiner Herkunft gefragt, antwortete ich: Oberschlesien. Ich hatte keine Ahnung, was einen Oberschlesier auszeichnet, aber dass die Gegend erst seit 1945 polnisch war, ließ ich einfach weg. Ohne es damals zu ahnen, machte ich mich gemein. Der Vater eines Mädchens, das ich aus der Schule kannte, fragte mich eines Tages beiläufig nach meiner Herkunft. «Oberschlesien», sagte ich und nannte den polnischen Namen meines Heimatortes. «Das ist in Polen», fügte ich hinzu. «Das ist nicht Polen, das haben uns die Polacken nur geklaut», erwiderte er. Der Mann war Mitte 40 und Offizier bei der Bundeswehr. Ich war 12 und schwieg. Abends erzählte ich meinen Eltern davon. Sie regten sich auf, aber sie riefen den Vater nicht an.

Pole sein im Deutschland der 90er Jahre, das war eher ein unglücklicher Makel als irgendetwas Gutes. Es gab die Auto-diebstähle, es gab die irrwitzige Armut jenseits der Oder, es gab die Polackensprüche, es gab die Harald-Schmidt-Witze über klauende Polen, die ganze Sendungen füllten und viel Schenkelklopfen auslösten. Wir hatten also gute Gründe, sehr schnell sehr deutsch zu werden.

Wenige Tage nach unserer Ankunft standen mein Vater, mein Bruder und ich in einem Supermarkt vor dem Süßigkeitenregal. Mein Vater versuchte, uns quengeligen Kindern mit gedämpfter Stimme beizubringen, dass wir ihn nun nicht mehr Tatuś nennen sollen, wie die polnische Koseform für den Vater lautet. Das richtige Wort hieß von da an Papa.

Bald schon konnten wir Kinder fließend Deutsch sprechen. Mit den Jahren verloren wir unseren Akzent. Unsere Eltern belegten einen Sprachkurs nach dem anderen, sie lernten unaufhörlich Vokabeln, sie waren irritiert, wenn sie merkten, dass die deutschen Nachbarn Dativ statt Genitiv benutzten, und schauten daheim in ihren Lehrbüchern nach. Ihre Fehler wurden weniger. Doch ihren Akzent sind sie nie losgeworden. Dafür büßten wir unsere Namen ein.

Wir waren kaum ein paar Wochen in Deutschland, als unsere Eltern zur Behörde gingen, um unsere Existenz an das deutsche Namensrecht anzupassen. Unsere Namen, wie sie in den polnischen Geburtsurkunden eingetragen waren, wurden übersetzt. Getilgt. Aus Alicja wurde Alice. Ich weiß nicht, warum das geschah. Ich glaube nicht, dass es an der Unaussprechlichkeit der polnischen Variante lag. Meine Eltern machten daraus etwas Merkwürdiges: Sie sprachen den Namen genauso aus, wie er sich schreibt, mit einem harten -tze am Ende. Mein Name war nun weder polnisch, noch klang er richtig deutsch. Er wurde zu einem hässlichen Zwitter.

Ich war damals acht, ich hätte mich nicht gegen die Umbenennung wehren können, aber meine Eltern. Wenn ich sie heute danach frage, ob sie gezwungen wurden oder ob sie das freiwillig mitmachten, dann sind sie ratlos. So war das, sagen sie. Bei allen. Wie hätten sie, die kaum Deutsch konn-

ten, Behörden widersprechen sollen? Wie hätten sie beharren, Einspruch erheben können, dass man ihnen nicht das nimmt, was sie und wir von Geburt an getragen hatten? Vielleicht waren sie auch froh, rückblickend, weil das Fremde nun auch nicht mehr auf dem Papier erkennbar war.

Wir gewöhnten uns schnell daran, ganz so, als hätte es die früheren Namen nicht gegeben. Als wären wir Menschen ohne Vergangenheit. Schon nach wenigen Jahren sprachen wir nur Deutsch zu Hause. Meine Eltern stritten sogar auf Deutsch mit schwerem Akzent und falschen Artikeln, es klang merkwürdig ungelent, wie ein schlechtes Laienschauspiel. Aber selbst ihre Herzensangelegenheiten wollten sie in der Sprache der Fremde klären.

Wenn ich heute über den Preis nachdenke, den das Deutschwerden gekostet hat, dann spüre ich Wut. Wir haben uns selbst verleugnet, wir haben versucht, eindeutig zu sein, deutsch zu sein, denn die Alternative wäre gewesen, ewig der Pole, ewig der Fremde zu bleiben. Wir haben das getan, was viele Politiker fordern: Wir haben uns angepasst. Das verlangte von uns Kindern, dass wir unsere Eltern ein Stück weit verleugnen, weil wir alles, was polnisch war, verleugneten. Und unsere Eltern waren nun mal keine Deutschen, bis heute sind sie es nicht, ganz gleich, wie oft sie ihren Namen ändern oder ihren deutschen Pass herausholen.

Wir Kinder, wir waren dabei, deutscher zu werden als alle Deutschen: Ich las Pferdecomics, ich ging reiten, ich kannte keine anderen polnischen Mädchen und wollte keine kennen. In den ersten Jahren, als noch nicht alles bei mir verloren schien, sprachen meine Eltern mit mir polnisch, sobald wir daheim waren. Ich aber antwortete auf Deutsch, selbst

dann, wenn wir Besuch aus der alten Heimat hatten. Einmal lud meine Mutter meinen polnischen Großvater ein. Sie dachte, so könnte sie mich überlisten, mir ein wenig Polnisch entlocken, das irgendwo in mir drinstecken musste. Aber mein Großvater war während des Zweiten Weltkrieges Zwangsarbeiter in Deutschland gewesen. Er verstand noch etwas Deutsch aus dieser Zeit, und so saß ich auf seinem Schoß, plapperte auf Deutsch, er hörte zu und antwortete auf Polnisch.

Von meinem Namen gibt es heute fünf bis sieben Aussprachen. Einige wenige nennen mich wieder Alicja, weil sie meine Geschichte und meine Mühen kennen, nicht nur Deutsche zu sein. Dieser Kampf, er hat während meines Studiums begonnen. Ich belegte Seminare zu Polen, ich merkte, dass mir etwas fehlte; ein Teil, von dem ich ahnte, dass ich ihn vor langer Zeit vergraben hatte. Ich fühlte mich unvollständig. Nun war ich diejenige, die meine Eltern bat, polnisch mit mir zu sprechen. Doch es klappte nicht. Sie konnten es nicht mehr. Untereinander sprachen sie noch immer gelegentlich polnisch. Aber ich war ihr deutsches Kind geworden.

Ich ging für ein Studienjahr nach Polen, in eine andere Gegend als die, aus der ich kam. In meinem Studentenwohnheim gab es Gemeinschaftsduschen und Kakerlaken, ich teilte mir mit einer Fremden ein Zimmer von elf Quadratmetern in der Mitte eines langen Flures. Fast immer standen alle anderen Zimmertüren offen. Die anderen wussten über meine Herkunft Bescheid, und ich bereitete mich darauf vor, mich erklären zu müssen. Aber sie fragten nie. Nie wollten sie wissen, warum meine Familie weggegangen ist oder weshalb ich so schlecht polnisch spreche. Sie nahmen mich

ten, Behörden widersprechen sollen? Wie hätten sie beharren, Einspruch erheben können, dass man ihnen nicht das nimmt, was sie und wir von Geburt an getragen hatten? Vielleicht waren sie auch froh, rückblickend, weil das Fremde nun auch nicht mehr auf dem Papier erkennbar war.

Wir gewöhnten uns schnell daran, ganz so, als hätte es die früheren Namen nicht gegeben. Als wären wir Menschen ohne Vergangenheit. Schon nach wenigen Jahren sprachen wir nur Deutsch zu Hause. Meine Eltern stritten sogar auf Deutsch mit schwerem Akzent und falschen Artikeln, es klang merkwürdig ungelent, wie ein schlechtes Laienschauspiel. Aber selbst ihre Herzensangelegenheiten wollten sie in der Sprache der Fremde klären.

Wenn ich heute über den Preis nachdenke, den das Deutschwerden gekostet hat, dann spüre ich Wut. Wir haben uns selbst verleugnet, wir haben versucht, eindeutig zu sein, deutsch zu sein, denn die Alternative wäre gewesen, ewig der Pole, ewig der Fremde zu bleiben. Wir haben das getan, was viele Politiker fordern: Wir haben uns angepasst. Das verlangte von uns Kindern, dass wir unsere Eltern ein Stück weit verleugnen, weil wir alles, was polnisch war, verleugneten. Und unsere Eltern waren nun mal keine Deutschen, bis heute sind sie es nicht, ganz gleich, wie oft sie ihren Namen ändern oder ihren deutschen Pass herausholen.

Wir Kinder, wir waren dabei, deutscher zu werden als alle Deutschen: Ich las Pferdecomics, ich ging reiten, ich kannte keine anderen polnischen Mädchen und wollte keine kennen. In den ersten Jahren, als noch nicht alles bei mir verloren schien, sprachen meine Eltern mit mir polnisch, sobald wir daheim waren. Ich aber antwortete auf Deutsch, selbst

dann, wenn wir Besuch aus der alten Heimat hatten. Einmal lud meine Mutter meinen polnischen Großvater ein. Sie dachte, so könnte sie mich überlisten, mir ein wenig Polnisch entlocken, das irgendwo in mir drinstecken musste. Aber mein Großvater war während des Zweiten Weltkrieges Zwangsarbeiter in Deutschland gewesen. Er verstand noch etwas Deutsch aus dieser Zeit, und so saß ich auf seinem Schoß, plapperte auf Deutsch, er hörte zu und antwortete auf Polnisch.

Von meinem Namen gibt es heute fünf bis sieben Aussprachen. Einige wenige nennen mich wieder Alicja, weil sie meine Geschichte und meine Mühen kennen, nicht nur Deutsche zu sein. Dieser Kampf, er hat während meines Studiums begonnen. Ich belegte Seminare zu Polen, ich merkte, dass mir etwas fehlte; ein Teil, von dem ich ahnte, dass ich ihn vor langer Zeit vergraben hatte. Ich fühlte mich unvollständig. Nun war ich diejenige, die meine Eltern bat, polnisch mit mir zu sprechen. Doch es klappte nicht. Sie konnten es nicht mehr. Untereinander sprachen sie noch immer gelegentlich polnisch. Aber ich war ihr deutsches Kind geworden.

Ich ging für ein Studienjahr nach Polen, in eine andere Gegend als die, aus der ich kam. In meinem Studentenwohnheim gab es Gemeinschaftsduschen und Kakerlaken, ich teilte mir mit einer Fremden ein Zimmer von elf Quadratmetern in der Mitte eines langen Flures. Fast immer standen alle anderen Zimmertüren offen. Die anderen wussten über meine Herkunft Bescheid, und ich bereitete mich darauf vor, mich erklären zu müssen. Aber sie fragten nie. Nie wollten sie wissen, warum meine Familie weggegangen ist oder weshalb ich so schlecht polnisch spreche. Sie nahmen mich

einfach als eine der ihren auf. In diesem Jahr fühlte ich mich daheim.

Alicja. Seitdem ist der Name wieder da, doch kaum war ich zurück in Deutschland, legte ich ihn wieder ab, vielleicht verließ er mich auch. Die meisten hier können sich nicht daran gewöhnen, sie bemühen sich, aber für sie bin ich eine Deutsche, es gibt nichts Fremdes an mir. Nichts deutet darauf hin, dass ich mehr bin als das: Ich habe zwei Staatsangehörigkeiten, ich habe eine polnische Geburtsurkunde, und bis zum achten Jahr meiner Kindheit gab es nichts Deutsches in meinem Leben. Ich finde es naheliegend, um diese zwei Identitäten zu kämpfen. Aber dieser Kampf wirkt gewollt und von außen betrachtet wie ein Luxusproblem: Die meisten Migranten kämpfen darum, hierherzugehören – und ich beklage mich, dass ich zu sehr hierhergehöre? Zu sehr deutsch bin?

Doch meine acht gelebten Jahre in Polen bedeuten die Hälfte meiner Kindheit. Sie lassen sich nicht einfach beiseitewischen. Es hängt viel daran: die Familiengeschichte, Erinnerungen an Bücher, Schulfreunde und Kirchenbesuche, eine andere Art, die Dinge zu betrachten, auch anders zu fühlen. Das auch haben zu wollen bedeutet nicht, dass ich das Deutsche aufgeben und mich in meine polnische Vergangenheit zurückträumen will. Ich will beide Anteile in meinem Leben haben, das Deutsche und das Polnische. So kann ich mich vollständig fühlen.

Ich weiß, dass die deutsche Sprache mich im Leben verwurzelt hat. Manchmal ahne ich, wie es ohne diese Verwurzelung wäre. Wenn ich aufgeregt bin, dann gehen mir die Worte verloren, sie entgleiten mir, lassen mich im Stich, für

einen Augenblick fühle ich mich, als sei ich immer noch das Polenkind von damals, das die Artikel durcheinanderbringt, Verben verwechselt, Substantive verstümmelt. In der deutschen Sprache bin ich gut aufgehoben, und vielleicht hätte ich dieses Gefühl nicht, wenn es meinen Eltern wichtiger gewesen wäre, dass ich akzentfrei polnisch anstatt deutsch spreche. Dennoch spürte ich irgendwann die Notwendigkeit, meine andere Sprache näher an mich zurückzuholen.

Seit ich von meinem Studienjahr zurückgekehrt bin, sprechen wir daheim wieder polnisch, meine Eltern und ich. Meistens. Sie mussten sich daran gewöhnen, ich habe darauf beharrt. Meine Eltern helfen mir, wenn ich Verben falsch konjugiere, wenn ich die sieben Fälle durcheinanderbringe oder mir ein Wort fehlt. Mir fehlt sehr oft eins. Seit einigen Jahren bemerke ich, dass auch meinen Eltern die Worte nicht mehr einfallen wollen, dass sie suchen und nichts finden, dass sie im Wörterbuch nachschlagen müssen, obwohl Polnisch ihre Muttersprache ist. Sie mischen dann. Sie nehmen deutsche Wörter, setzen polnische Vorsilben an den Anfang und polnische Endungen an das Ende. Duschen wird zu przeduscho-wać. Es fällt ihnen nicht auf, sie vermischen auch nichts, wie auch? Auf diesen Teil von uns haben wir alle nie sonderlich viel achtgegeben, er war uns nicht nützlich in Deutschland. Selbst sie scheinen zu vergessen, woher wir kommen.

einfach als eine der ihren auf. In diesem Jahr fühlte ich mich daheim.

Alicja. Seitdem ist der Name wieder da, doch kaum war ich zurück in Deutschland, legte ich ihn wieder ab, vielleicht verließ er mich auch. Die meisten hier können sich nicht daran gewöhnen, sie bemühen sich, aber für sie bin ich eine Deutsche, es gibt nichts Fremdes an mir. Nichts deutet darauf hin, dass ich mehr bin als das: Ich habe zwei Staatsangehörigkeiten, ich habe eine polnische Geburtsurkunde, und bis zum achten Jahr meiner Kindheit gab es nichts Deutsches in meinem Leben. Ich finde es naheliegend, um diese zwei Identitäten zu kämpfen. Aber dieser Kampf wirkt gewollt und von außen betrachtet wie ein Luxusproblem: Die meisten Migranten kämpfen darum, hierherzugehören – und ich beklage mich, dass ich zu sehr hierhergehöre? Zu sehr deutsch bin?

Doch meine acht gelebten Jahre in Polen bedeuten die Hälfte meiner Kindheit. Sie lassen sich nicht einfach beiseitewischen. Es hängt viel daran: die Familiengeschichte, Erinnerungen an Bücher, Schulfreunde und Kirchenbesuche, eine andere Art, die Dinge zu betrachten, auch anders zu fühlen. Das auch haben zu wollen bedeutet nicht, dass ich das Deutsche aufgeben und mich in meine polnische Vergangenheit zurückträumen will. Ich will beide Anteile in meinem Leben haben, das Deutsche und das Polnische. So kann ich mich vollständig fühlen.

Ich weiß, dass die deutsche Sprache mich im Leben verwurzelt hat. Manchmal ahne ich, wie es ohne diese Verwurzelung wäre. Wenn ich aufgeregt bin, dann gehen mir die Worte verloren, sie entgleiten mir, lassen mich im Stich, für

einen Augenblick fühle ich mich, als sei ich immer noch das Polenkind von damals, das die Artikel durcheinanderbringt, Verben verwechselt, Substantive verstümmelt. In der deutschen Sprache bin ich gut aufgehoben, und vielleicht hätte ich dieses Gefühl nicht, wenn es meinen Eltern wichtiger gewesen wäre, dass ich akzentfrei polnisch anstatt deutsch spreche. Dennoch spürte ich irgendwann die Notwendigkeit, meine andere Sprache näher an mich zurückzuholen.

Seit ich von meinem Studienjahr zurückgekehrt bin, sprechen wir daheim wieder polnisch, meine Eltern und ich. Meistens. Sie mussten sich daran gewöhnen, ich habe darauf beharrt. Meine Eltern helfen mir, wenn ich Verben falsch konjugiere, wenn ich die sieben Fälle durcheinanderbringe oder mir ein Wort fehlt. Mir fehlt sehr oft eins. Seit einigen Jahren bemerke ich, dass auch meinen Eltern die Worte nicht mehr einfallen wollen, dass sie suchen und nichts finden, dass sie im Wörterbuch nachschlagen müssen, obwohl Polnisch ihre Muttersprache ist. Sie mischen dann. Sie nehmen deutsche Wörter, setzen polnische Vorsilben an den Anfang und polnische Endungen an das Ende. Duschen wird zu przeduscho-wać. Es fällt ihnen nicht auf, sie vermischen auch nichts, wie auch? Auf diesen Teil von uns haben wir alle nie sonderlich viel achtgegeben, er war uns nicht nützlich in Deutschland. Selbst sie scheinen zu vergessen, woher wir kommen.